

Zeitschrift:	Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber:	Schweizer Heimatschutz
Band:	41 (1946)
Heft:	1: Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages
 Artikel:	Deutschbünden
Autor:	Schmid, Martin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-173267

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schwamm (Pilz), na (noch), nanig, nu (nur), lisme, Lismer (Pullover), büeze, strëe  , Schlyffschue, Imbli, Bylihung — und tausend anderer.

Denn nur durch das Schweizerbürgerrecht ist man noch lange nicht sowieso ein guter Eidgenosse, man muß sich täglich auch darum bemühen, selbst in sprachlichen Dingen!

Tb. E. Blatter.

Deutschb  nden

Graubünden hat eine lebendige romanische Sprachbewegung, die ganz eigentlich eine Wiedergeburt der schönen, rätoromanischen Kultur bedeutet. Wir begl  k-wünschen sie. Im gleichen Graubünden verwildert, serbelt und stirbt das deutschb  ndnerische Sprachbewußtsein.

Es gibt keine deutschb  ndnerische Dialektdichtung. Georg Fient, der mit dem Studafridli seiner «lustig Gschichten  » einst den halben Kanton zum fr  lichen Lachen gebracht, ist der Jugend unbekannt. Josef J  rger, ein wirklicher Dichter und feiner Mundarterz  hler — ich kann seine «Himmelfahrt des Kann-Allas» nicht genug bewundern — hat keine Nachfolger gefunden. Ein Deutschb  ndner Theater wollte nicht erstehen. Meine Churer «Tanzgamedi usm 18. Jahrhundert» — einmal das Entzücken von Otto v. Greyerz und A. Attenhofer — ist b  hnentechnisch verfehlt und darum für Aufführungen ungeeignet; Eva Nadigs «Ruef in d'Hauptstadt», ein sauberer Stück, wird aus unbekannten Gründen übersehen, und Johann Benedikt J  rgers dramatische Dialektsachen konnten bis jetzt das Land auch nicht erobern. Deutschb  ndner Lyrik? Weder Nägeli noch Rosmarin, weder Mannsschild noch Ehrenpreis! Kein einziges Gedicht, das Bestand gehabt hätte. Lieber steckt sich der Deutschb  ndner an Tiroler Gamsbart auf den Filz! Also auch kein Lied, das erkl  nge, Echo weckte und die Herzen erh  be. Das sagt doch allerhand, wie die Kantonsräte «schlußendlich» sagen. Es ist darum begreiflich, d  ss man weit herum im Schweizerland unter Graubünden ganz einfach Romanischb  nden versteht. Dies ganz sachlich und ohne den leisesten Neid festgestellt.

Aber nun die Erklärung für solche Stagnation in Deutschb  nden? Der zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, weit auszuholen und überzeugend auszuführen, wie die schwierige wirtschaftliche Lage unseres Bergkantons die kulturellen Bestrebungen ganz allgemein erschwert. So seien nur die ganz deutlich sichtbaren Gründe genannt. Der Deutschb  ndner pflegt seinen Dialekt nicht. In Versammlungen, Behörden, Kommissionen und Kommissi  nchen wird hochdeutsch gesprochen, was mit Rücksicht auf romanisch- und italienischsprachige Bündner begreiflich und Regel geworden ist. So bleibt der Dialekt auf die private Sphäre beschränkt. Für Haus und Gasse ist er gerade gut genug. Infolgedessen hat man sich daran gewohnt, seine Bedeutung zu übersehen. «Die Schule soll möglichst bald das Hochdeutsche kultivieren, vom ersten Schultag an» verlangte ein Lehrer vor nicht allzu langer Zeit! Zwar schreibt der kantonale Lehrplan unmißverständlich vor, die Hochsprache auf die Muttersprache aufzubauen, vom Dialekt auszugehen; aber die

Schulbehörden — bis hinauf zur kantonalen Erziehungskommission — sind anderer Meinung. «Möglichst früh und rasch schriftdeutsch», heißt die Forderung. Eine systematische Dialektpflege kennt also unsere Volksschule nicht, kennt, zugegeben, auch unser Seminar nicht. Unser Lehrseminar hat deutsch-, romanisch- und italienischsprachige Schüler. Wie soll da die Übungsschule, das Exerzierfeld für die Schulpraxis, lang im grünen Klee des Dialektes Blumenkränzlein winden? Aber halt! Das ganze Problem soll doch nächstens in einem Lehrerkurse zur Sprache und Klärung kommen. Auch die wissenschaftliche Dialektforschung darf natürlich nicht übersehen werden.

Weil man den Dialekt so wenig schätzt, seine Kraft, Anschaulichkeit, seinen Beziehungsreichtum und seine Herzenswärme so leichthin überschaut, ist es denn auch keine Ausnahme, daß eine stockdeutsche Gemeinde etwa einen romanischen Lehrer für ihre Unterschule sucht, der dann natürlich keine Beziehung zum deutschen Dialekt hat, sich rasch und fremd vorüber treibt und möglichst bald die hochdeutsche Sprache zu fördern sich bemüht.

Schwierig ist die Frage in Bündner Gegenden, die weder deutsch, noch romanisch sind. Damit kein Mißverständnis aufkomme, sei gesagt, daß wir Dialektpflege nur wirklich urchigen Deutschbündner Gegenden zumuten. Aber eben! Wir müßten noch zu viele davon überzeugen, welchen Segen das bedeutete, für Sprache, Geist und Seele. Dazu fehlt hier der Raum. Bevor aber die Einsicht nicht da ist, kann keine Besserung erwartet werden. Der Geist weht, wo er will.

Es gibt Gesellschaften, die sich des Romanischen mit Eifer, Ernst, Liebe und Erfolg annehmen. Sie seien gepriesen. Aber es gibt keine, die das Deutschbündnerische betreuen. Wo aber könnte sie noch behütet, gepflegt und gefördert werden, die gute deutsche Sprache in ihrer Mannigfaltigkeit, wenn nicht in Schweizer Gauen! Dann aber muß sie eben Muttersprache sein und die Kraft des Lebendigen, des heimlichen Waldbrunnens, haben.

Martin Schmid.

Über die Mundart-Fibel

Der Lehrplan der Volksschule des Kantons Zürich schreibt vor: «Der Unterricht in der deutschen Sprache . . . geht von der Mundart aus und nimmt in allen Klassen, wo das Verständnis es erfordert, besonders in den untern Klassen entsprechend Bezug auf die Mundart.» Das Gebot ist also eindeutig: der Lehrer, der seine Schüler «zum Verständnis und richtigen Gebrauch der Muttersprache» anzuleiten hat, kommt im ersten Lese- und Schreibunterricht ohne Mundartfibel nicht aus. — Wie wird nun dieser Vorschrift nachgelebt? Im Kanton Zürich überhaupt nicht! Ja, als wir uns einer selbstenworfenen Mundartfibel bedienten, erreichte uns ein Erlaß des Schulamtes der Stadt Zürich: «Die Verwendung von Mundartfibeln kann . . . bei aller Sympathie, die der Förderung der Mundart entgegengebracht wird, nicht gestattet werden.» (Als Lehrmittel gelten die beiden schweizerischen Fibeln, beide hochdeutsch, die eine den analytischen, die andere den synthetischen Lehrgang